

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o 30.

Sechster Jahrgang.

26. Juli 1862.

Dichterarmuth.

Wie haben sich die trüben Tage
In Ewigkeiten ausgebehnt,
Seit ich das Weh im Herzen trage,
Das sich nach deinem Herzen sehnt! —

Nun tret' ich über deine Schwelle
In deine stille Welt hinein,
Und seh' begrüßt in trauriger Zelle
Mich von der Armuth Heil'genschein,

Der mit dem blonden Flechtenbunde
Auf deinem Haupte sich verwebt,
Und von dem dunklen Hintergrunde
Dich als ein leuchtend Bildniß hebt.

Und um dich unter gleichen Decken,
Von deines Auges Strahl gespeist,
Gewärtig, daß wir ihn erwecken,
Liegt schlafend Liederstoff und =Geist.

Er knistert unter unsern Händen —
Der Funke sprüht und zuckt hervor
Und flattert an den kahlen Wänden
Als bunter Flammenschmuck empor.

Das Stübchen wandelt er zum Tempel,
Wo er den Tisch zum Altar schmückt,
Auf jegliches Geräth den Stempel
Der reizendsten Verklärung drückt.

Und leuchtend zieht er seine Kreise
Und bringt uns Götterbilder nah,
Lehrt uns des Mahles schlichte Speise
In Nektar und Ambrosia.

Er schüttelt seine duft'gen Schätze
Uns klingend in den leeren Schrein,
Und spinnt mit einem Strahlenetze
Der Ruhe keusches Lager ein.

Nie ahnt die Welt, welsch Glück uns beiden
In diesem kleinen Raum gedeiht;
Uns würben Könige beneiden
Um diese hohe Seligkeit.

Was Krösusreichthum nimmer bieten,
Was Cäsarsmacht nicht geben kann,
Das fliegt in unsres Tempels Frieden
Als Liederblüthenstaub uns an.

Der sproßt und wird zur Liederflügel,
Auf der das Dichterherzenspaar,
Zersprengend seine Kettenringe,
Empor steigt zu dem Weltaltar.

Ludwig Storck.

Das Bild der Schwester.

Novelle. *)

Hui! Wie sie eilfertig daher kamen, sich gegenseitig drängten, fließen und überflürzten! Die Einen rannten mit den schweren, schwarzen Köpfen an die Felsspitzen dort drüben, die Andern jagten in die Ebene hinaus, wo noch vor Kurzem der helle Sonnenschein stillfriedlich gelegen. Und hinter den aufgeschwungenen Wolken brauste der wilde Sturm einher, und die Fichten und Tannen auf seinem Wege beugten sich ächzend vor seiner Majestät.

Da und dort zuckte ein rother Blitz auf und dumpfes Grollen folgte ihm; auch fielen bereits einzelne schwere Tropfen. Sie fielen auf die Hand, in welcher er das halboffene Skizzenbuch hielt, sie fielen auf sein entblößtes Haupt, auf seine Stirne; er aber merkte es nicht. Er sah noch immer auf dem Felsvorsprung, unter welchem der Wildbach schäumend rauschte, und blickte, weitvorgekehrt, mit leuchtenden Augen und mit Entzücken in den Mienen auf das gewaltige Schauspiel. Seine ganze Seele hing an dem herrlichen Bilde; sie nahm jeden seiner Züge freudig auf, und sein Gedächtniß sollte es ihm einst viel treuer wiedergeben, als dieß einige flüchtige Striche auf ein armes Stück Papier vermocht hätten.

Den einzelnen Tropfen folgten mehrere, und bald ging das Wetter prasselnd nieder. „Nun, glaube ich, ist's Zeit!“ sprach er, während er das Skizzenbuch in die Tasche schob und seinen Ranzen überwarf. Das war aber nicht ganz richtig; entweder war es noch zu früh oder bereits zu spät, gleichwohl ging er. Wohin? er wußte es nicht, und kümmerte sich auch nicht darum. Wo ein Pfad ist, muß es auch endlich menschliche Behausungen geben, hatte er sich gleichmüthig gesagt. Zudem hatte er ja früher die große Mühle dort unten am Ausgang des Thales ganz deutlich gesehen.

*) A. d. „D. Z.“

Es war ein beschwerlicher Weg. Den steilen Abhang hinunter ging's zu allen Zeiten schlecht; nun erst recht, wo blendende Blitze rechts und links vor ihm niederfuhren, ohrbetäubender Donner über die Berge rollte, der Wald im Sturme stöhnte und krachte, und der Regen unheimlich knatternd an die Felsen schlug! Einem Zaghaften hätte gar leicht bänge werden können. Doch er hatte eine gesunde und kräftige Seele, der gewaltige Kampf um ihn her hob ihn, und hätte ihn nicht eine Art Achtung vor der entfesselten Kraft gehalten, er hätte aus voller Brust laut und froh in Sturm und Donner hinausgejauchzt!

Er schritt ruhig weiter und endlich zeigten ihm die Blitze die schattenhaften Umrisse eines großen Gebäudes. An einem Hofthore pochte er lustig an und fast gleichzeitig ertönte kräftiges Hundegebell. Bald wurden auch Tritte und die Stimme eines alten Mannes hörbar, der sich viel mit einem Hunde zu schaffen machte. „Kusch, Sultan!“ „Willst Du wohl?“ und „Daf Dich!“ folgten einander im verweisenden Tone. Sultan ließ sich aber nicht irre machen; er bellte tapfer weiter. Sein Bellen klang jedoch gar nicht grimmig; vielmehr tönte es so lustig, als wisse er bereits aus langer Erfahrung, daß in dieses Haus nur gerne gefehene Gäste eintreten, und als wäre es ihm selbst gar nicht unlieb, wieder einmal ein fremdes Gesicht zu sehen.

Endlich knarrte das Thor in seinen Angeln. „Bei solchem Wetter treibt man sich auch nicht auf der Straße herum!“ grollte der Alte, während er dem Ankömmling mit der Laterne ins Gesicht leuchtete. „Und wie Du aussehst! Nun, eine sanbere Bescheerung!“ fuhr er kopfschüttelnd fort. Der Fremde hätte nun zwar gerne gesagt, daß er sich das Wetter nicht bestellt habe und daß man bei einem Platzregen gewöhnlich naß zu werden pflege. Er begnügte sich jedoch mit der bescheidenen Frage: ob er wohl ein Nachtlager haben könne? Dadurch machte er aber den übellautigen Alten sehr ungeduldig. Er erklärte brummend: „Das sei eine dumme Frage; hätte man ihn nicht einlassen wollen, so hätte man ihm wohl nicht geöffnet. Und nun ergriff er den Fremden bei der Hand und führte ihn dem Wohngebäude zu, während Sultan schweifwedelnd und den Ankömmling wohlwollend beschnuppernd folgte und manchmal eine Art Freudengeheul ausstieß, als wäre ihm gerade dieser Gast ganz besonders erwünscht gekommen.

Einflüßeln ging's in der großen Stube mit dem altergebräunten Getöse bis zur halben Höhe der Wand, mit den in die Mauer eingelassenen verschörfelsten Schränken und der freundlich blinkenden Lampe auf dem großen Eichentisch gar geschäftig her. „Oh! Du mein Heiland!“ hatte die dicke alte Müllerin mit den gutmüthigen hübschen Zügen, den freundlichen, treuen Augen und dem großen stets liebevollen Herzen gesagt, als sie das Pochen vernommen. „Oh! Du mein Heiland! Da haben Sturm und Wetter wieder Einen unter Gottes freiem Himmel erwischt! Man ist er gewiß bis auf die Haut durchnäßt, und hungrig und durstig ist er auch, und ein gutes Bett braucht er wohl

auch! Mein Gott, wenn er nur nicht erkrankt! Ist er etwa gar gegen Wind und Regen gelaufen, so kann er den Tod davon haben! Es wäre nicht der Erste!“

Dann war sie rasch aufgestanden und zu den Schränken getrippelt; hatte sie frische Leibeswäsche, Kleider und Bettwäsche hervorgeholt, dann sich nachdenklich die Stirne gefragt und endlich über Marie, ihr einziges Kind, das schlanke Mädchen mit den klugen und sanften Nehaugen, geseufzt. „Sieh, mein Kind!“ hatte sie geklagt, „da stehst Du nun, statt Deiner Mutter zu rathen und zu helfen und der Arme wird doch gleich hier sein! Will man helfen, so muß man's rasch thun! Du bist gewiß ein liebes und gutes Ding, wenn Du nur ein bißchen flinker zugreifen wolltest!“ Leider war diese Bemerkung zum größten Theile überflüssig, wenigstens vernahm Marie selbst auch nicht die Hälfte davon. Wie die Mutter die Stücke aus den Schränken genommen, hatte sie dieselben geordnet und über den Arm geschlagen, und als sie mit dem letzten fertig war, flog sie zur Thür hinaus, an der Küche, wo sie den Mägden ein paar ordnende Worte zuwarf, vorüber und die Treppe hinauf in die Stube, die seit Menschengedenken unerwarteten Gästen bei Tag und Nacht offen steht.

Der Vorwurf der alten Frau war aber auch gar nicht ernst gemeint gewesen! Ist sie ja doch mit ihrem Alten längst übereingekommen, daß ihre Marie das flinkste und willigste Ding auf zehn Meilen in der Runde, daß sie überhaupt ein ganz prächtiges Mädel sei; nur, meint die Alte, dürfe man ihr das beileibe nicht merken lassen und darum seufzt sie, so oft sich irgend ein Vorwand zum Seufzen findet. Auch mit der großen Herzensangst der mitleidigen Frau darf man es nicht allzu strenge nehmen; wenigstens behaupten die Leute weit und breit, die Müllerin Ludwig könne sich endlich mit jedem Unheil befreunden, wenn es dabei nur recht viel zu helfen und zu trösten gibt.

Während die Weiber in ihrer Weise thätig waren, stand der stattsche alte Müller aufrecht in der Nähe der Thüre, um dem Gaste bei dem ersten Schritt über die Schwelle die Hand zum Gruße zu reichen; das ist seit jeher in der Ludwigs-mühle so der Brauch. Und als nun der Fremde in die Stube trat, schüttelte er ihm herzlich die Rechte und hieß ihn mit tiefer und wohlklingender Stimme in Gottes Namen willkommen. Die alte Frau aber gönnte ihm nicht so viel Zeit, um sich in der Stube umzusehen, sondern führte ihn rasch hinauf, zeigte ihm, was bereits zu seiner Bequemlichkeit geschehen, wies ihm mit einer gewissen Genugthuung die schöne weiße Wäsche und empfahl ihm dringend, sich nun so kommod zu machen, als wäre er im Hause seiner leiblichen Mutter. Dann eilte sie in die Küche, fand die Speisen auf dem Herde offenbar nicht ausreichend, wollte durchaus nicht begreifen, weshalb der Tisch noch nicht gedeckt sei und hielt endlich, eine schwere Last Teller auf dem Arme, wieder ihren Einzug in der großen Stube, wo sie ihrem Alten versicherte, der Fremde sei ein recht feiner junger Mann, und sie danke ihrem Heiland, daß er ihn bei diesem

Heidenwetter ein trockenes Bläßchen und freundliche Gesichter hätte finden lassen.

In der That war der Fremde ein recht feiner junger Mann. Als er in der großen Stube erschien, hatte er das lange, dunkle, nun durchnäßte Haar hinter's Ohr gestrichen, und seine offenen herzugewinnenden Züge ließen sich so besser und rascher übersehen. Es sprach viel Geist, viel Energie, große Herzengüte und jene heitere Sorglosigkeit aus ihnen, die dem Manne das Gefühl der eigenen Kraft verleiht.

Die Alten hatten auch bald weg, mit wem sie verkehrten, und so saßen sie denn noch nicht fünf Minuten bei der dampfenden Schüssel, als sie bereits so vertraulich plauderten, als wären sie schon seit gar langer Zeit gute Bekannte. Der junge Mann sprach gewandt und hübsch; er erzählte viel von seiner Fußreise durch die Berge und schilderte Alles so lebendig, daß sie ihm gerne zuhörten. Weil sie aber diese Berge viel besser kannten als er, so nannten sie ihm die Namen aller Spitzen und eines jeden Waldes und Baches und wenn er sich den einen oder andern nicht gut gemerkt hatte, so verbesserten sie ihn. Dabei erzählten sie ihm die Sagen, die sich an die eine oder andere Stelle knüpften und ehe sie sich versahen, hatten sich bereits eine Menge kleiner Interessen und Anknüpfungspunkte zwischen ihnen gebildet, so daß es schien, als gehöre er seit undenklicher Zeit zu ihnen.

Endlich kam der Glühwein. Die alte Frau hatte sich das nicht nehmen lassen. Sie betheuerte, das müsse so sein und sie könne für nichts gut stehen, wenn er sich nicht vor dem Schlafengehen tüchtig durchwärme. Eine Pause trat ein, und auf diese schien die Müllerin bereits mit Ungeduld gewartet zu haben; sie meinte, während sie verlegen an den Wändern ihrer Haube zupfte, es sei gewiß nicht Neugierde, es sei nur wegen der Ordnung, endlich müsse man doch wissen, wie man die Leute zu nennen habe, und kurz und gut, er möge es ihr nicht verargen, sie möchte gar so gerne seinen Namen kennen.

„Ja, Mutter!“ entgegnete der Fremde — er hatte bereits weg, daß es für die würdige alte Frau keinen passenderen Titel gebe und daß sie diesen wohl am liebsten höre. „Ja Mutter, das ist eben so, wie man's nimmt. Meine Mutter nannte mich Emanuel und seither haben mich Alle, die mich lieb hatten, so genannt. Jene, die mich nicht mögen, können mich meinetwegen Maier, oder Schmidt, oder Weber heißen; es spricht sich der eine Name so leicht aus, wie der andere!“

Diese sonderbare Antwort setzte die alte Dame in einige Verlegenheit. Nach kurzem Besinnen sagte sie jedoch herzlich: „Nun denn, auf Ihr Wohl, Herr Emanuel!“ ergriff mit der einen Hand ihr Glas und reichte ihr die andere über den Tisch hin. Auch der Müller reichte ihm herzlich die Hand und Martin, der Alte, welcher Emanuel eingelassen, that desgleichen.

Martin muß schon sehr alt sein; die Leute wissen aber nur, daß er nie jünger ausgesehen hat und nie älter zu

werden scheint. Ein ferner Verwandter der Familie, ist er seit undenklichen Zeiten auf der Ludwigsühle. Er hängt mit großer Zärtlichkeit an dem alten Hause und seinen Bewohnern und wird von diesen hoch in Ehren gehalten. Trotz seines hohen Alters rüstig, ist er überall bei der Hand, wo es was zu rathen und schaffen gibt und wenn die Leute im Hause seine Fehler herzsählen, so wissen sie nichts Uebleres von ihm zu sagen, als daß er sehr schweigsam und manchmal übelläunig ist, daß er alle Welt duzt und daß er dem alten Sultan stets feindselige Absichten zumuthet, während das gutmüthige Thier nichts so sehr, als ungetrübten Frieden liebt.

Auch während des ganzen Nachtmahls blieb Martin schweigsam, und bereits seit geraumer Weile saß er, das Knie in beide Handflächen gestützt, da und sah Emanuel aufmerksam und beobachtend ins Gesicht. Als nun die Reihe des Anklingens an ihn kam, nickte er dem jungen Manne bedeutungsvoll zu. „Ja! Ja!“ sagte er, „die Schwalben kehren wieder, das ist eine alte Geschichte! Ich kenne Dich, Emanuel! Ich kenne ihn“, wiederholte er zu den Uebrigen gewandt. Als aber diese die Neuigkeit nicht so interessant fanden, als er erwartet, schob er unwillig seinen Teller zurück, murmelte etwas über blinde Leute, rief Sultan und verließ verdrießlich das Zimmer. Noch eine gute Weile aber hörte man ihn den alten Hund grimmig fragen, ob er wohl kuscheln wolle und einige gefährliche Drohungen gegen ihn ausstoßen, während das friedliche Thier offenbar in sehr heiterer Stimmung wedelnd neben ihm einherschritt.

Bald nach Martins Entfernung rückten auch die Uebrigen die Stühle. Man bot sich allseitig eine herzliche gute Nacht; auch Marie that es, oder wollte es wenigstens thun; Thatsache ist, daß sie ihre hübsche kleine Rede, mit welcher sie Emanuel erquickende Ruhe unter dem Dache ihrer Altern wünschen wollte, gerade an jener Stelle abbrach, wo irgend eine Titulatur unvermeidlich war, daß sie hierauf hoch erhobete und das Gemach viel schneller verließ, als sie dies gewöhnlich zu thun pflegte. Die beiden Alten aber gaben ihrem Gaste das Geleite bis in sein Zimmer und die gute Frau konnte es erst dann beruhigt verlassen, als sie jedes Kissen zwei Mal umgedreht und Emanuel versichert hatte, daß ihr die Unpünktlichkeit ihrer Mägde viel Sorge und Kummer bereite.

(Fortsetzung folgt.)

Der Flach.

Bei der frommen Sitte der Altvordern, Alles, was für das Leben von Bedeutung war, unter den besondern Schutz höherer Wesen zu stellen, konnte es nicht fehlen, daß dem Flach und seiner Verarbeitung der Schirm der Geisterwelt zuerkannt wurde. In urältesten Zeiten übte Wodan seinen gewaltigen Einfluß. Später waren es die Götterfrauen Holle und Barhta, die Kunkel und Spindel in ihre Obhut nahmen. Nach dem Sturz des Götterreiches trat Hie und da die heilige Gertraud an den Rocken und

schließlich pflegte Maria selbst das Hüttheramt. Spielte doch aber auch der Flachszu allen Zeiten in der Volkswirtschaft eine hervorragende Rolle. Heimisch in allen deutschen Gauen, lieferte er das Kleid der armen Bauernmagd, wie der stolzen Königstochter. Schon der Bau der Pflanze wurde mit gewissen Feierlichkeiten bewerkstelliget, aber beim „Brechen“, „Schwingen“ und „Spinnen“, da entwickelten sich alle jene schönen und sonderbaren, einfältigen und abergläubigen, freundlichen und abstoßenden Bräuche und Gewohnheiten, wie sie dem Wesen des Volksthumes entspringen. Welch ein Zauber waltete über den „Spinnstuben“, den Kernstätten deutscher Nüchternheit und biedern häuslichen Sinnes. Mochte auch der echt weibliche Klatsch sich nicht abwenden lassen, so war die „Spinnstube“ doch das Stelldichein der zarten, roßigen Liebe und beim Schnurren der Räder gingen dem Kinde die Wunder der Märchenwelt auf. In den Spinnstuben pflanzten die Ueberlieferungen aus grauen Zeiten sich fort. Geschichte und Sage untergegangener Geschlechter gewann im Zusammenhang mit Begebenheiten jüngerer Tage jenen Ausdruck komischer und rührender Naivität zugleich, die des echten Volksmärchens Stempel. Hier erbten sich praktische Lehren und Wahrsprüche vom Ahn auf den Enkel und Lieder, so die Großmutter gesungen, klangen von den Lippen der heranreisenden Braut. Dem „Flachs“ selbst galt ein großer Theil dieser Sagen, Parabeln und Sangweisen, und beim Schwingen und Spinnen führte man sich den Werth der Naturgabe, den Erfolg ihrer sorgsamten Benützung und Verarbeitung zu Gemüth.

Die Ehre des Mühens, der Vorzug des Fleißes wurde in Erzählungen von Riesen, die sich durch die menschliche Thätigkeit im Gewinn und Verwenden des Flachses beschämt fühlten, zur Geltung gebracht. Selbst der Aberglaube ruhte mehrentheils auf vernünftigen Grundlagen und das Vorurtheil ersetzte nicht selten die Rathschläge der Berechnung und Erfahrung. War es im Mondschein bei sonstiger Ungunst der Geisterwelt zu spinnen verboten, so lag hierin das Geheiß, sich die nöthige Nachtruhe zu gönnen und nicht über den Gewinn an Linnen und Geld den Leib zu vernachlässigen und in weiterer Folge die Seele. Galt es als Thatsache, daß da, wo dem Weib keine Liebe zum Flachs eigen, der Mann vergebens um den Erhalt oder die Hebung des Hausstandes sich mühe, so fand darin sich die Lehre, daß, wo das Weib seiner häuslichen Verpflichtung nicht nachkommt, die Wirthschaft nun und nimmer gedeiht, denn das „Brechen“, „Schwingen“ und „Spinnen“ zählte ja eben vorzüglich zum häuslichen Verufe des Weibes. Mußte die Braut ihr Brauthemd selber weben und bleichen, sollte der Gang zum Altar nicht zum Dornengange werden, so leuchtete aus diesem Glauben oder Wahn nichts weiter als die Aufforderung zur eigenen Thätigkeit hervor und die Warnung, sich nicht der einsicht auf das Gefinde zu verlassen. Endlich sollte der Preis der Liebe, die höchste aller Erdenwonnen, zugleich der Preis der Arbeit und der Mühen sein. Durfte kein Mädchen

freien, bevor das erforderliche bräutliche Linnen gesponnen war, so lag in diesem Verbot für das liebende Mädchen eine Warnung vor übereilem Gewähren. Man glaubt wohl nimmer oder doch gewiß höchst selten an Hexen, die das Garn mit ihren hageren, unseligen Händen berühren, nicht an Hausgeister, die den Fleiß der Spinnerin fördern, nicht an den zürnenden Mond, der das in seinem Scheine Gewebte mit Unsegen strafft, nicht an Maria, die mit dem Jesukinde sich selbst an den Nocken setzte und spann, während die arme Spinnerin, von den Mühen des Tages ermattet, auf hartem Lager in den Schlummer versunken.

Wunder- und Märchenglaube ist selten geworden oder verschwunden, aber mit ihm sind auch mehrentheils die Lieder verklungen, die sonst in das Säusen der Spindel sich mengten, nüchterner ist allerorts die Anschauung geworden, aber mit dem Grausen vor der strafenden Geisterwelt ist auch die Rücksicht auf manche natürliche schlimme Folgen der Versäumnis und Laueit zu Grabe gegangen.

Zittern die Bräute unserer Tage nicht mehr, den Kranz in das Haar sich zu flechten, ohne eigenhändig ihr Linnenzeug gewebt und gesponnen zu haben, so bringen sie auch viel bedenkenloser den Sinn für Gemächlichkeit und Genusssucht dem Bräutigam zur Morgengabe.

Werden auch beim Kienspan und Talglicht der Spinnstuben, während die Großmutter sich in schnurrigen Märchlein ergeht, nicht fürder zwischen Vaben und Mägdlein heimliche Liebeswörtlein gewechselt und die sanglichen Zusammenkünfte zu allerlei Unfug mißbraucht, so ist doch auch dafür ein gut Stück Romantik über Bord geworfen worden und mit der „Spinnstube“, die in unsere Zeit gleichsam nur mehr wie eine Sage hereinreicht, hat aus des Jugendlebens schönster Traum an Duft und Zauber verloren.

Ludwig Bowitzsch.

Ein Mittel gegen die Seidenraupenseuche.

Herr Coupier, Unterpräfekt von Wigau, kündigt an, daß er im Besitz eines Spezifikums gegen die Seidenwürmerseuche ist. Er hat gesunde, franke und von mit der Seuche befallenen ausgebrütete Würmer genommen, und bei allen diesen wurde, nachdem man sie den Einflüssen seines neu entdeckten Heilmittels nahe gebracht, der Ansteckung gänzlich Einhalt gethan. Er wendet bloß Steinkohlentheer an, den er in untiefen Gefäßen in den Zimmern umherspelt, in welchen die Würmer untergebracht sind, und seinem Bericht zu Folge ist die Art und Weise, wie der Dunst dieses Agens (wahrscheinlich Karbolsäure) auf die Würmer wirkt, sehr merkwürdig. Dieses Verfahren ist, wie man sieht, sehr leicht in Anwendung zu bringen. Nicht nur ist die Ausgabe unbedeutend, nicht nur läßt sich Steinkohlentheer überall wo man Gas brennt leicht bekommen, sondern seine Anwendung macht auch keinerlei Aenderung in den Einrichtungen der Zimmer nothwendig. Alles was nothwendig ist, besteht darin, daß man die Steinkohlentheer-Gefäße an einige abseits liegende Plätze stellt, sie sich selbst überläßt und in seltenen Zwischenräumen erneuert.